

KLEINE BEITRÄGE

Ein Gott – drei Wahrheiten. Wie weit ist die interreligiöse Ökumene?

von Christian W. Troll

1. Der Dialog der monotheistischen Religionen: ein Schwerpunkt der Katholischen Akademie in Berlin

Ein Höhepunkt der Festwoche anlässlich der Einweihung der Kirche und neuen Räumlichkeiten der Katholischen Akademie in Berlin war zweifellos die interreligiöse Podiumsdiskussion am Donnerstagabend des 09. Dezember 1999. Je ein hervorragender Vertreter und Praktiker des Dialogs der drei großen monotheistischen Religionen nahm Stellung zum Stand der interreligiösen Ökumene im Hinblick auf den jüdischen, christlichen und islamischen Glauben.

Wie Dr. Susanna Schmidt, die Direktorin der Akademie, einleitend sagte, war dieser besondere Abend der Festwoche ganz bewusst dem interreligiösen Dialog gewidmet worden: »Denn in einem Land, in dem – in Berlin jedenfalls – die Hälfte, in den östlichen Ländern mehr als die Hälfte, sich zu keiner Religion bekennt, ist es eine Aufgabe der Ökumene, schon der christlichen Kirchen untereinander, aber auch der interreligiösen Ökumene, die Frage nach Gott zur Sprache zu bringen, die religiöse Frage nach dem Grund unserer Existenz, nach dem Woher und Wohin.«

Für die jüdische Religion hatte die Akademie Rabbiner A. JAMES RUDIN, den Direktor für Interreligiöse Angelegenheiten des American Jewish Committee gewonnen, das seit kurzem auch ein Büro in Berlin hat. Die Christen vertrat der aus Nigeria stammende Erzbischof FRANCIS KARDINAL ARRINZE, Präsident des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog. Für den Islam sprach der indische Rechtsgelehrte Prof. Dr. TAHIR MAHMOOD, bis vor wenigen Wochen Minister der Nationalen Kommission für Minderheitenfragen der Republik Indien und Direktor der Akademie für Recht und Religion in Neu Delhi.

DR. ERNST PULSFORT, der Geistliche Rektor der Akademie und Moderator der Gesprächsrunde, präzisierte in seiner Hinführung die Fragestellung des Abends. Können die Gläubigen der drei Religionsgemeinschaften, die allein mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung ausmachen, in einer Zeit rapide zunehmender globaler Vernetzung und pluralen Zusammenlebens auf praktisch allen Ebenen, miteinander leben, ohne dass sie um eines lieben – vielleicht faulen – Friedens willen die Unterschiede einebnen müssen, das heißt: in Treue zu dem, was sie als Wahrheit ihres Glaubens bekennen? Können sie den jeweils anderen in seinem Bekenntnis hochachten, ohne der Versuchung zu erliegen, den

Wahrheitsgehalt des eigenen Glaubens zu vernachlässigen, ihn mit fremden Inhalten zu verwischen oder der Behauptung zu verfallen, alle Glaubensüberzeugungen seien letzten Endes beliebig oder in gleicher Weise für jedermann gültig? Wenn es im interreligiösen Dialog darum nicht gehen kann, wo liegen dann die Grenzen zwischen der Anerkennung der Wahrheit im Glauben des jeweils anderen und der Auffassung von der Gleichgültigkeit aller Wahrheiten und Glaubensüberzeugungen?

Juden, Christen und Muslime sind sich einig in dem Glauben, dass es nur einen Gott gibt. Jedoch, die praktische religiöse Lebensführung der drei Religionsgemeinschaften, sowie sie in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird, lässt nicht selten das Gefühl aufkommen, dass es tatsächlich nicht um den einen Gott geht, sondern eben doch um drei voneinander verschiedene Wahrheiten, die sich widersprechen.

Wie gehen wir drei monotheistischen Religionsgemeinschaften mit diesen Fragen um? Unabhängig davon, wie ihre Beantwortung ausfällt, man kann sicher sagen, dass das Verhältnis zwischen Juden, Christen und Muslimen künftig darüber mitentscheiden wird, ob eine friedvolle Gesellschaft in Deutschland, in Europa, weltweit gelingen wird.

Dabei geht es nicht nur um den guten Willen von einzelnen, sondern es bedarf auch einer Standortbestimmung auf institutioneller Ebene. Was sagen die religiösen Führer? Wie würdigen sich die monotheistischen Religionen gegenseitig hinsichtlich der Heilsfrage, des Gottesbildes, des Menschenbildes? Wie wird jeweils die Entwicklung der interreligiösen Ökumene eingeschätzt?

Es leuchtet ein, dass die drei Redner wohl kaum alle diese Fragen auch nur andeutungsweise beantworten konnten. Erst die abschließende Diskussion konnte auf sie noch einmal zurückkommen. Wie dem auch sei, man war gespannt, welchem Fragenbereich sich der jeweilige Redner zuwenden und welche Akzente er setzen würde.

2. Des Rabbiners dringender Ruf nach der Entwicklung einer »Theologie des Pluralismus«

Zunächst betonte Rabbiner Rudin mit dem besonderen Hinweis auf den Ort des Gespräches, Berlin in Deutschland, die große Verantwortung gerade auch der Religionen für die Gestaltung der realen politischen Welt. Die Antworten, die die Menschen auf geistlich-religiöser Ebene geben, beeinflussen, bewusst oder unbewusst, ihr politisches Verhalten. Es ist natürlich wahr, dass Religion nicht alle Antworten hat auf die Frage, wie man eine gesunde, freie und demokratische politische Ordnung begründen und erhalten kann. Aber sie hat doch Entscheidendes beizutragen.

Bevor Religion jedoch eine konstruktive Rolle in der Gestaltung der Gesellschaft spielen kann, muss sie sich gerade heute erst einmal einer Reihe von ernsten, sie selbst betreffende Fragen stellen, sozusagen ihr eigenes Haus in Ordnung bringen. Rudin fürchtet, dass das neue Jahrhundert geprägt sein wird von Totalitarismus im Namen Gottes und der Religion. Während der Totalitarismus nazistischer und stalinistischer Prägung der Religion den

Vernichtungskampf ansagte um in der Gesellschaft eine politische Diktatur zu errichten, stehen wir jetzt vor der weltweiten Bedrohung durch einen Totalitarismus religiöser Natur.

»Einer totalen Gesellschaft harte und restriktive religiöse Gesetze aufzwingen; brutales Ermorden von moderaten politischen Führern seitens bewaffneter Männer, die heilige Texte zitieren oder öffentlich erklären, dass sie für Gott töten; der Missbrauch fundamentaler Menschenrechte im Namen der Religion ... diese Realitäten, glaube ich, werden leider ein zentraler Bestandteil des neuen Jahrhunderts sein.«

Es gibt also die Aufgabe, die geistlichen Zeloten zu zähmen, die sich in jeder religiösen Gemeinschaft befinden. Allerdings gibt es – und Rudin wurde nicht müde, diese Forderung in immer neuen Variationen zu wiederholen – noch eine andere, grundsätzlichere Aufgabe. Es besteht heute die dringende Notwendigkeit für die monotheistischen Religionen, eine »Theologie des Pluralismus« zu entwickeln und zwar aus den Wurzeln jeder einzelnen dieser drei einmaligen, je verschiedenen religiösen Traditionen heraus.

Pluralismus im religiösen Bereich ist in vielen Gesellschaften heute eine schlichte Tatsache. Im Idealfall ermöglicht eine pluralistische Gesellschaft allen Gruppen und Individuen, im Konzert mit anderen ihren je eigenen Beitrag zu leisten für das Wohl und die Bereicherung der Gesellschaft. Pluralismus heißt nach Rudin auch, dass eine religiöse Gruppe mit einer großen Zahl von Anhängern theologisch einer anderen, kleineren nicht überlegen ist; dass eine religiöse Mehrheit nicht eine religiöse Minderheit beherrschen oder verfolgen darf. Es ist evident, dass diese Art von Pluralismus nicht überall in der Welt akzeptiert wird. In der Tat bleibt das spannungsfreie und gerechte Zusammenleben von verschiedenen Religionen ein fernes Ziel für viele Menschen und Gesellschaften.

Es ergibt sich eine erste Maxime. Die Gläubigen der Religionen – die ja bekanntlich keinerlei Schwierigkeit empfinden, die Wahrheit ihrer eigenen Religion zu bejahen und zu feiern – müssen es lernen, als Gläubige die Wahrheit und Legitimität der anderen Religionen anzuerkennen. »Es genügt heute nicht mehr, noch viel weniger ist es wünschenswert, dass Glaubensgemeinschaften einfach getrennt, Seite an Seite leben, meist in Unkenntnis voneinander und in gegenseitigem Misstrauen.« Ohne Entwicklung und allgemeine Akzeptanz einer »Theologie des Pluralismus« seitens jeder einzelnen der drei Religionen kann nach Rudin ein Abfall in extreme Gewalt und – letztlich – in gegenseitige geistlich-religiöse Vernichtung (*spiritual annihilation*) kaum verhindert werden.

Worin aber besteht eine solche »Theologie des Pluralismus«? Es ist eine Theologie, die aus den tiefsten im eigenen Glauben affirmierten Wahrheiten »eine geistlich-religiöse« Verankerung in einer religiös pluralen Welt bietet. »Ich glaube«, so Rudin, »dass die reichen Traditionen unserer Religionen in sich die Wurzeln und Ressourcen für eine Theologie des Pluralismus enthalten.« Er sieht seine Forderung nach einer solchen Theologie bestätigt in den jüngsten Worten Erzbischof Rembert Weaklands of Milwaukee an eine Gruppe von jüdischen und christlichen Gläubigen:

»Ich bin fest davon überzeugt, dass unser Glaube uns zwingt, uns einander als in demselben, einen und einzigen Bild Gottes geschaffen zu sehen. Wir tragen beide das Bild desselben Gottes in uns. Ich erkenne an, dass wir in Anbetracht dieses einen Bildes damit

aufhören müssen, einander als Rivalen vor dem Einen Gott zu sehen, denn wir sind Brüder und Schwestern in der Liebe dieses einen und lebendigen Gottes.«

Wir brauchen den Willen, mit Leidenschaft und Hingabe uns der Aufgabe zu widmen, einen gangbaren, theologisch begründeten Sinn für Pluralismus zu entwickeln. Mit großem Nachdruck vertritt Rudin die Auffassung: »dass der moderne Totalitarismus, in welcher Form auch immer, die absolute Antithese der Art von Pluralismus darstellt, die ich vertrete.«

Es ist die Aufgabe der Juden, Christen und Muslime in einem kreativen Rückgang zu den Quellen und zu den Fundamenten ihrer Religion, ihre je eigene Theologie des Pluralismus zu entwickeln, freilich nicht isoliert von einander. Was die jüdischen Gläubigen angeht, so konnten sie über die Jahrhunderte hinweg nicht umhin, immer neu der Gegenwart von Nichtjuden und von Religion außerhalb des Judentums einen Sinn zu geben (*to make sense of non-Jews and other religions that are not Judaism*).

Rudin schloss mit den Worten: »Nach all diesen Jahren ist nun endlich die Zeit gekommen, Frieden zu schließen mit religiöser Verschiedenheit und alle Versuche einzustellen, Menschen aus ihrem traditionellen Glauben herauszubewegen. Hier habe ich einen Startpunkt angeboten, indem ich auf die dringende Notwendigkeit hingewiesen habe, eine kohärente und annehmbare Theologie des Pluralismus zu entwickeln. Ich fordere meine Schwestern und Brüder in beiden, der christlichen und der muslimischen Gemeinschaft auf, das Gleiche zu tun und voranzugehen in diesem Bemühen... Nach all den schrecklichen Erfahrungen dieses Jahrhunderts können wir jetzt, vielleicht jetzt endlich verstehen, dass religiöser Pluralismus, zusammen mit seinem Zwillingsgeschenk, dem demokratischen, politischen Pluralismus, in der Tat der Wille Gottes sein könnte. Dies hoffe ich jedenfalls.«

3. Herausragende Elemente des dritten und des vierten Beitrags

Das äußerst deutlich formulierte Plädoyer des Rabbiners für eine Theologie des Pluralismus als unabdingbare Antwort der Religionen auf die wachsende Bedrohung durch religiös motivierte Fundamentalismen wurden zum Thema der abschließenden Podiumsdiskussion. Bevor wir auf sie eingehen seien hier noch ganz kurz einige der herausragenden Gedanken der Vorträge des christlichen und des muslimischen Redners herausgestellt.

Kardinal Arinze betonte den inneren Zusammenhang im Glaubensverständnis der Kirche zwischen der Sendung der Christen, auf alle und jeden Menschen zuzugehen, um mit ihnen die Frohe Botschaft von Gottes bedingungslosem und niemanden ausschließenden Heilswillen für alle Menschen zu bezeugen und ihren Auftrag zu Dialog und Zusammenarbeit mit den anderen Religionen wahrzunehmen. Der christliche Glaube bekennt, dass das Ziel und der Sinn des Lebens der gleiche ist für alle Menschen und dass »die Unterschiede [zwischen den Religionen und ihren Glaubensvorstellungen] weniger wichtig sind als die Übereinstimmungen. Diese sind grundlegend und entscheidend.« Deshalb ist

der Dialog mit Juden und Christen für die Kirche nicht nur ein Diskussionsthema, sondern »zu lebendes Leben«.

Furcht, Selbstgenügsamkeit, Vorurteile, Stereotypen, Verzerrungen und leichtfertige Verallgemeinerungen und Vergleiche seien ebenso reale Hindernisse für den Dialog wie die stete Versuchung, Religion mit einem bestimmten politischen Gebilde oder einer bestimmten Kulturform zu identifizieren. Weitere Herausforderungen seien religiöse Indifferenz und mangelnde Beheimatung in der eigenen Religion sowie mangelnde Gegenseitigkeit, d.h. dass eine Religionsgemeinschaft dort, wo sie sich in einer Mehrheitssituation befindet, einer religiösen Minderheit das Recht auf religiöse Freiheit verneint, ein Recht, das man jedoch in vergleichbarer umgekehrter Situation für sich und seine Gruppe in Anspruch nimmt. Der Kardinal betonte schließlich die besondere Verantwortung derer, die leitende Funktionen in den Religionen einnehmen, ihre jeweiligen Gemeinden von der dringenden Notwendigkeit des Dialogs und Brückenbauens zu überzeugen sowie wirksam zu einer Berichtigung der gängigen Karikaturen vom Anderen beizutragen.

Tahir Mahmood behandelte vor allem zwei Fragenbereiche: die Lehraussagen des Koran über die jüdische und die christliche Religion sowie die Aussagen der Vereinten Nationen heute im Hinblick auf das Recht auf Religionsfreiheit und die Gleichheit aller Glaubensgemeinschaften vor dem Gesetz. Für Mahmood ist es bemerkenswert, dass der Koran im siebten Jahrhundert Juden und Christen nicht aufforderte, eine vermeintlich neue Glaubenslehre anzunehmen, sondern vielmehr, »ihren eigenen Heiligen Schriften und deren wahrem Geist zu folgen« (*to adhere to their own respective Divine Books in their true spirit*).

»Der Koran verneinte zu keinem Zeitpunkt die Spiritualität der jüdischen und christlichen Traditionen und gab in der Tat ihren Heiligen Schriften den gleichen Status, den er für sich beanspruchte.« Auch habe der Verweis auf Abraham als gemeinsamen Vorfahren von Juden und Christen nur das eine Ziel: sie dazu aufzurufen sich zusammenzutun, um sich rückhaltlos der Verwirklichung der Ziele des Monotheismus zu widmen.

Die koranische Kritik an den faktisch existierenden jüdischen und christlichen Religion und an den Heiligen Schriften, wie sie normativ in diesen beiden Religionen fungieren, die Tatsache also, dass der Koran die jüdische und christliche Religion nur in dem Maß akzeptiert, als sie den Maßstäben des koranischen Monotheismus entsprechen, fand in Mahmoods Darlegungen keine Erwähnung, ja wurde klar als irrige Auffassung abgelehnt. Somit stellte sich ihm auch nicht die wichtige Frage, was der Koran sagt zum Heil der Anhänger nicht-monotheistischer und nicht-islamisch monotheistischer Religionsgemeinschaften und über die Stellung dieser Gemeinschaften innerhalb des koranisch konzipierten Heilsplans.

Die anti-jüdischen Aussagen des Koran (wie z.B. Q 5, 82–83) »bezogen sich«, für Mahmood, »auf die Juden und Christen, die damals im Hidjaz lebten und auf ihre jeweiligen Reaktionen auf die Sendung Muhammads.« Für Mahmood sind der Koran und die Lehre und Praxis des Muhammad absolute Wahrheit und ohne jegliche Abstriche Modell auch für heute. Alle Negativität in den Beziehungen zwischen den monotheistischen

Religionen gehört nach Mahmood der Zeit nach dem Ereignis des Koran und nach dem Tode Muhammads an und sollte deshalb in keiner Weise die Zukunft bestimmen.

»Stattdessen müssen wir unsere Gegenwart und Zukunft im Einklang mit der zeitgenössischen humanitären, gesellschaftlich-rechtlichen Kultur gestalten, die die religiöse Freiheit als ein elementares Menschenrecht anerkennt und um dieses Zieles willen den Glauben an die Gleichheit aller Religionen voraussetzt. Und so gilt es für die Muslime, ohne Wenn und Aber »die religiöse Freiheit als integralen Bestandteil der dem Bürger zustehenden fundamentalen Rechte und Freiheiten zu akzeptieren.«

Die drei monotheistischen Religionen haben den Auftrag, die ganze Welt auf den Pfad der gegenseitigen Toleranz, des Respekts und der Zusammenarbeit für die geistliche Entwicklung der Gesellschaft zu führen. Sie kommen darin überein, dass sie die wahre Frömmigkeit letztlich nicht in Riten und Ritualen verwirklicht sehen, sondern in der Förderung von gegenseitiger Liebe, Mitleid und Sympathie für den Nächsten, in Anerkennung des Rechts jedes einzelnen Menschen, in den ihnen eigenen Weisen den Schöpfer anzubeten und ihm zu dienen.

Mahmood forderte alle monotheistischen Gläubigen auf, sich entschlossen »zu konzentrieren auf die gemeinsamen humanitären Lehren« ihrer drei Religionen und in diesem Sinne »eine nüchterne und intelligente Wahl zu treffen« aus der Fülle dessen, was die Heiligen Schriften alles lehren bzw. zu lehren scheinen. Er schloss mit folgendem Gebet:

O Gott! Mache uns alle zu Deinen Instrumenten für eine globale religiöse Einheit. Wo immer Uneinigkeit herrscht, hilf uns gegenseitige Freundschaft zu fördern. Wo immer Verschiedenheit ohne Schaden zu stiften, gelebt werden kann, erlaube uns, sie zu bewahren. Wo jedoch religiöser Konflikt herrscht, da führe uns zum Pfad wahrer Menschlichkeit allein.

4. Die abschließende Diskussion

Dr. Pulsfort leitete mit einem Resümee der Vorträge über zur abschließenden Diskussion, deren Thema er an seine einleitenden Worte anknüpfend folgendermaßen präzierte. Der Rabbiner habe die Notwendigkeit einer Theologie des Pluralismus betont, der Kardinal die Tatsache, dass der christlich-katholische Glaube nicht nur Juden, Christen und Muslime, sondern alle Menschen in die eine Heilsökonomie Gottes einbezogen sieht. Schließlich habe der muslimische Rechtsgelehrte die allgemeine Bruderschaft, ja Gleichheit der monotheistischen Religionen als eine zentrale Lehre des Koran herausgestrichen. Wie aber erkläre sich die unendliche Distanz zwischen solchen schönen Lehren und der gelebten Realität?

Pulsfort meinte, auch hier komme man an der Wahrheitsfrage nicht vorbei. Es sei ein Irrtum zu meinen, ein Ausklammern oder gar Überflüssigerklären der Wahrheitsfrage führe die drei monotheistischen Religionen automatisch zu größerer Toleranz und Zusammenarbeit. Tue man dies, dann ende nicht nur diese Frage sondern Religion

überhaupt »auf dem Müllhaufen der Geschichte«. Die Religionen würden sich auf diese Weise selbst überflüssig machen. So stellte er die drei Redner noch einmal klar vor die Frage seiner Einleitung, die Frage des Pilatus: »Was ist Wahrheit? Jesus sagt: 'Die Wahrheit wird euch frei machen'. Welche Wahrheit wird uns frei machen?«

Rudin gab zu, wenn auch bezeichnenderweise nur in einem Nebensatz, dass die Frage nach der Wahrheit nicht nur die des Pilatus sei, sondern auch unsere. Jedoch, ihm klängen zu bedrängend in den Ohren Phrasen wie: »Gott ist mit uns.« »Irrtum hat keine Rechte.« Worte, die Jahrhunderte geprägt haben, bestimmend waren. Natürlich freue er sich mit Tahir Mahmood über den Schutz, den das internationale Recht Minderheiten zuspreche. Leider aber würden die Vorschriften solchen Rechtes sehr oft missachtet.

»So habe ich nach einer anderen Art von Wahrheit Ausschau gehalten. Die Wahrheit, die letztlich unsere religiöse Wahrheit bewahren wird, ist die Pluralität, die in der Tat die normale menschliche Situation kennzeichnet.«

Im 21. Jh. wird das Faktum der religiösen-kulturellen Pluralität nur noch zunehmen. Deshalb sei die letzte Wahrheit doch dies: Verschiedenheit ist die normale menschliche Situation. Was tun wir mit ihr? Nehmen wir sie, die Pluralität, an oder lehnen wir sie ab? Vielleicht führt uns die Wahrheit zu dem Schluss, dass die Wahrheit in der Annahme der religiösen Pluralität besteht.

Rudin sagte also implizit: es mag eine Wahrheit geben. Aber unsere Wahrheit, die Wahrheit auf die es im Dialog und in der interreligiösen Zusammenarbeit ankommt, besteht einerseits im Leben nach unserer angestammten Religion und andererseits darin, die »Wahrheit« der anderen Religionsgemeinschaft anzuerkennen und, auf der Basis einer intelligenten, zeitgemäßen Interpretation der Quellen der eigenen Religion uns friedlich mit ihr zu arrangieren. Das Problem, dass sowohl Christentum wie Islam den Anspruch auf universal geltende Wahrheit stellen und die daraus folgende Tatsache des Aufeinanderpralls dieser universalen Wahrheitsansprüche, wurde von Rudin, bewusst oder unbewusst, nicht klar ausgesprochen. Stattdessen forderte er einfach von die Gläubigen aller drei Religionen die theologische Anerkennung der Verschiedenheit als die Antwort auf die Wahrheitsfrage. Damit forderte er Juden, Christen und Muslime unausgesprochen auch auf, Abschied zu nehmen von jeglicher Form von Mission, mit anderen Worten, Abschied zu nehmen davon, die Gläubigen anderer Religionen zur kritischen Überprüfung ihrer eigenen Glaubensvision im Lichte der angebotenen Glaubensvision aufzufordern und sie zur eventuellen Annahme der letzteren einzuladen.

Mahmood wiederholte im Gespräch die Position seines Vortrags wie oben dargestellt. Der Koran lädt Juden und Christen nicht zu einer neuen Religion ein, sondern »die Einladung war: bleibt in euerem Glauben, jedoch lasst uns gemeinsam arbeiten für die Besserung der Gesellschaft!« Bei der Ablehnung dieser Einladung »handle es sich wohl um ein Missverständnis seitens der Juden und Christen.« In jedem Fall aber lohne es sich nicht, zurückzuschauen und zu versuchen, die Gründe ausfindig zu machen, die zum Misserfolg der respektiven »Missionen« seitens der drei Religionen geführt hat. »Lasst uns auf die Zukunft schauen... und versuchen, das Beste aus dem zu machen, was unseren Religionen gemeinsam ist.« Auch Mahmood weicht somit der Frage nach dem Aufein-

andertreffen der universalen Wahrheitsansprüche der Religionen aus, bzw. er verneint indirekt die Relevanz dieser Frage.

Ganz anders und nicht überraschend, der Kommentar Kardinal Arinzes auf die Pilatusfrage: »Was ist Wahrheit?«

»Pilatus frug: Was ist Wahrheit? Aber er wartete nicht auf die Antwort. Er verhielt sich wie jemand, der nach der Wahrheit Ausschau hält unter der Bedingung jedoch, dass es nie zu einer Begegnung komme. Eine solche Person hat Angst: hält sich die Wahrheit an den Termin und sie treffen aufeinander, dann fühlt sie sich bedroht.«

Der Kardinal unterscheidet die »objektive Wahrheit« auf der einen Seite von »dem Recht jeder menschlichen Person auf religiöse Freiheit und Respekt.« Die menschliche Person ist zutiefst verpflichtet, nach der religiösen Wahrheit, die objektiv ist und letztlich auf Gott gründet, Ausschau zu halten. Während die menschliche Person verpflichtet ist, nach der je größeren Wahrheit Ausschau zu halten und ihr aufrichtig Folge zu leisten, gilt auf der anderen Seite die heilige Verpflichtung, die Freiheit eines anderen menschlichen Wesens zu respektieren. Nur Gott kann urteilen, wie aufrichtig eine Person letztlich ist, wie gewissenhaft dem Licht der Wahrheit Gottes gegenüber.

»Pilatus hatte Angst vor objektiver Wahrheit und ging von dannen. Er wusste, dass Jesus Christus unschuldig war, aber er hatte Angst, sein Gehalt zu verlieren. So wusch er seine Hände und sagte: ich bin unschuldig. Sie sehen, er lief vor der Wahrheit davon.«

Der Kardinal ging allerdings auch in dieser Phase des Gesprächs nicht auf die im Raum stehende Frage ein, welches etwa die Grundlinien, oder wenigstens die Ausgangspunkte, einer katholischen Theologie der Religionen sein könnten bzw. sollten. Er legte den Akzent auf den praktischen Umgang mit der religiösen Pluralität aus den Quellen des christlichen Glaubens und schien wie gebannt von der Gefahr eines ausgesprochenen oder unausgesprochenen Relativismus einer »Theologie des Pluralismus« in Rudins Sinn. So kamen selbst solche theologischen Denkansätze nicht zur Sprache, die in Dokumenten des kirchlichen Lehramtes, etwa der Enzyklika *Redemptoris Missio* (07.12.1990) sowie dem Lehrschreiben der Internationalen Theologenkommission *Das Christentum und die Religionen* (30.09.1996) zu finden sind. Dort ist die Rede von der universalen Heilsbedeutung Jesu auch in Bezug auf die Religionen und der Heilsrelevanz, die diese in Gottes Ratschluss haben können. Denn der christliche Glaube bekennt doch, dass, richtig verstanden und differenziert, derselbe Geist in den Gesellschaften, den Völkern, den Kulturen und Religionen am Werk ist, der die Kirche lenkt (*Lumen Gentium* 17; *Redemptoris Missio* 28,29, 55,56).

Das eben erwähnte Lehrschreiben *Das Christentum und die Religionen* geht auf mehreren Seiten auf die Wahrheit als Problem zwischen »der Theologie der Religionen und dem pluralistischen Ansatz« ein. Für dieses Schreiben »liegt es auf der Hand, dass angesichts der Situation des Wandels im Bewusstsein des heutigen Menschen sowie angesichts der Situation der Gläubigen die Diskussion über den Wahrheitsanspruch der Religionen nicht ein Rand- oder Teilaspekt der Theologie sein kann... Die Basis jeder Kommunikation, auch des Dialogs, zwischen den Religionen, ist die Anerkennung des Wahrheitsanspruchs.«

Das biblische Wahrheitsverständnis wurzelt in der Begegnung mit Gott, der lebendig ist und wahrhaftig. In den Schriften des Neuen Testaments bedeutet »die Wahrheit Jesu Christi in der Klarheit ihres Anspruchs immer Dienst am Menschen ..., sie ist Wahrheit desjenigen, der sein Leben für die Menschen gibt, um sie endgültig in die Liebe Gottes hinein zu führen.« Die so verstandene Wahrheit, die im radikalen Dienst der Liebe liegt, gilt es im lebenden Vollzug interreligiöser Begegnung auf allen Seiten zu entdecken und aufscheinen zu lassen. Nicht nur im Suchen nach Gott und seiner Wahrheit, sondern auch in offener partnerschaftlicher interreligiöser Begegnung und Zusammenarbeit im Dienst am Menschen vollzieht sich die Wahrheit in Liebe. Somit wird nicht nur dem einzelnen Gläubigen einer anderen Religion, sondern auch diesen Religionen, unter Bedingungen und mit Einschränkungen, die es hier nicht zu erörtern gilt, vom christlichen Glauben eine unersetzbare und positive Rolle zugeschrieben.

Während die Positionen der drei Gesprächspartner, wie dargestellt, an diesem Abend unvermittelt nebeneinander stehen blieben, war es dem Moderator des Gesprächs, Ernst Pulsfort, überlassen, einen Bogen zu spannen von der Feier des jüdischen Hanukka Festes (des Gedenkens an die erneute Weihe des Tempels zur Zeit der Makkabäer) zur Adventszeit und zum Fastenmonat Ramadan (der sich im Winter 1999/2000 mit Advent und Weihnachten überschneidet). Indem alle drei Religionen sich »nie ein für alle Male zufrieden geben mit dem, was geschehen ist in unserer jeweiligen Glaubensgeschichte, sondern die vergangenen Ereignisse immer wieder neu feiern«, wird deutlich, dass wir »die Wahrheit, die Gott uns schenken will in seinem eigenen Wesen, nie fertig und verfügbar in unserem Geist, in unseren Händen haben. Wir erwarten immer das, was uns auch schon gegeben ist und müssen immer wieder um die Wahrheit ringen. Wir können nicht »mit Gott rechnen, als sei Er die eine Wahrheit, die uns fertig in die Hand gelegt wäre als Verfügbares.«